

Zeitschrift: Heimat heute / Berner Heimatschutz
Herausgeber: Berner Heimatschutz, Region Bern Mittelland
Band: - (2012)

Artikel: Das Untere Murifeld : ein Berner Stadtquartier der Nachkriegszeit
Autor: Degen, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Untere Murifeld – Ein Berner Stadtquartier der Nachkriegszeit

¹ Zitat aus einem Brief der Domänenverwaltung der Burgergemeinde an den Gemeinderat Bern, 19. Juni 1946.

² Der Stadtplaner und Architekturkritiker Werner Hegemann (1881–1936) prangerte 1930 im berühmten gewordenen Buch «Das steinerne Berlin» die Auswüchse der Mietskasernenstadt Berlin an.

³ Der 1947 angenommene Alignementsplan für das Untere Murifeld geht auf einen solchen Abwehrreflex zurück: Ein von der Wohnbaugenossenschaft Elfenau eingegebenes Projekt auf einem Teilareal des Mont-Gutes mit einer dichten Zeilenstruktur ist von der Baudirektion als ein dem Baugelände unwürdiger Vorschlag gewertet worden. Siehe dazu Beitrag Feitknecht, Anmerkung 6.

⁴ Ein aktuelles und intensiv diskutiertes Beispiel dieses Prozesses kann derzeit im Zürcher Seefeld beobachtet werden.

Anmerkungen zur städtebaulichen Ausgangssituation

Das Quartier Unteres Murifeld mit seiner «lichten [...] Überbauung mit grossen Gebäudezwischenräumen»¹ entspricht der Vorstellung einer aufgelockerten Stadt, wie sie in der Nachkriegszeit auch ausserhalb der Schweiz gepflegt wurde. Die ideologischen Quergänge der Dreissigerjahre sind damals einseitig mit dichten Stadtstrukturen wie dem «steinernen Berlin»² in Verbindung gebracht worden. Stadtbaumuster wie geschlossene Randbebauungen blieben auf Jahrzehnte hinaus stigmatisiert – offenbar erhoffte man sich von «lichten Überbauungen» auch einen «lichteren Geist».³

Die schweizweit mit besten Absichten geförderte aufgelockerte Bauweise führte zur «geordneten Apokalypse» der heute allgegenwärtigen Agglomeration. Ernüchtert stellen wir fest: Der Landfrass der «Zwischenstadt» schafft Wohnraum, aber keine städtischen Gefüge. Umso mehr kommen zentrumsnahe Quartiere unter Druck, die sich noch eine Atmosphäre von Urbanität bewahrt haben oder die aufgrund ihrer Standortgunst noch eine

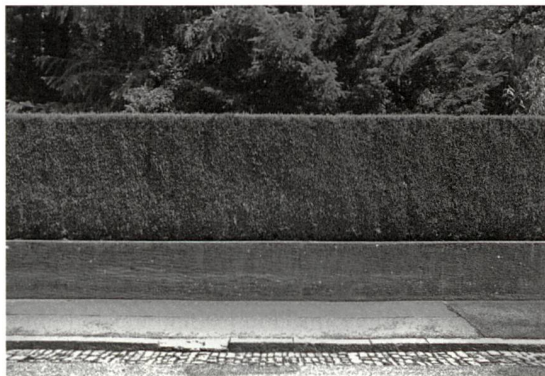
direkte Fühlungnahme mit zentralen Aktivitäten ermöglichen.⁴

Die gesteigerte Nachfrage nach solchen Lagen erhöht den Druck zur Nachverdichtung bestehender Baustrukturen. In der Umsetzung dieses gut gemeinten Postulats ist die Ratlosigkeit gross. Unsere Bauvorschriften stehen der Veränderung einmal bewilligter Bauten sehr sperrig an. Im schweizerischen Baualltag werden solche Prozesse selten strukturverändernd diskutiert. Meistens wird an Einzelbauten herumgeflickt und höchstens mehr Raum für die gesteigerten Bedürfnisse der schon Ansässigen geschaffen. Die Immobilienwirtschaft geht da weniger zimperlich vor. Sie fordert und fördert eine Aufzonzung zentrumsnaher Lagen oder macht sich gezielt den Überhang der Ausnützung zunutze, der vielerorts zwischen der rechtlichen Nutzungsordnung und der tatsächlichen Baustruktur besteht.

Die marktorientierten Eingriffe setzen neue Massstäbe und verändern in der Wahrnehmung der Anwohner nachhaltig das ihnen vertraute Gesicht des Quartiers. Entsprechend erwächst ihnen Wider-

Ein Garten wie aus einer Hochglanz-Zeitschrift, nur offenbar wenig gebraucht. Die Balkone halten den Zwischenraum auf Distanz, ein direkter Zugang bleibt verwehrt.





stand, nicht zuletzt aus der Angst heraus, mit dieser Entwicklung finanziell nicht Schritt halten zu können. Die Auswechslung von Bevölkerungsgruppen ist eine Tatsache, was den Druck, die Agglomeration zu erweitern, erneut erhöht.

Dieser Prozess wird allerdings nicht allein aus Gründen einer Profitgier in Gang gehalten. Der Wohnraumbedarf pro Kopf der Schweizer Bevölkerung hat seit der Nachkriegszeit stetig zugenommen. Wir bauen heute mehr Wohnungen denn je, trotzdem nimmt die Bevölkerungszahl in den Siedlungen stetig ab.⁵

Wie ist vor dem Hintergrund dieser Prozesse ein unspektakuläres Stadtquartier wie das Untere Murifeld in Bern zu werten? Ich nähere mich dieser Frage auf zwei Ebenen an:

- der Sachebene der materiellen Gegebenheiten, eine Betrachtung der gebauten Strukturmerkmale dieses Stadtquartiers,
- der Wahrnehmungsebene der immateriellen Gegebenheiten, eine Hinterfragung der Aneignungsmuster wie der Interessenlage der ansässigen Bevölkerung.

Die materiellen Gegebenheiten des Quartiers

Die gewünschte «lichte Bauweise» hat dem Quartier eine fragmentierte Baustruktur beschert. Die Körnung der Einzelbauten nimmt von Nordosten nach Südwesten ab: Die Muristrasse im Norden wird von fünf- bis sechsgeschossigen Mehrfamilienhäusern gesäumt. In der Zwischenzone herrschen Reiheneinfamilienhäuser vor, darunter auch Bautypen, die «so tun als ob»: Zweigeschossige

Zeilenbauten, die unerwartet Geschosswohnungen aufweisen. Im Süden beschliesst ein Gesprengsel von Einfamilienhäusern das Gefüge, darunter, angesichts der Stadtlage etwas unerwartet, breitgelagert eingeschossige Bauten. Die Baugruppen streichen durchgehend von Nordwesten nach Südosten. Sie nutzen damit den nach Südwesten sanft abfallenden Hang in leicht versetzten Terrassen, optimal für die Belichtung und die angestrebte lichte Weite der Zwischenhöfe. Das Herzstück des Quartiers bildet eine mehrfach erweiterte Schulanlage mit noch immer ausgedehnten Freiflächen.

Die behäbig-repräsentative Bauweise des im Süden anstossenden Botschafts Quartiers der Elfenau geht dem Unteren Murifeld völlig ab. Die Architektur der Bauten zeugt hier vom Pragmatismus der Nachkriegszeit. Gestrichene Betonsockel, Putzfassaden und schlichte Öffnungsaussparungen herrschen bei den Zeilenbauten vor.⁶ Mit weit überstehenden Walmdächern und in Stein gefassten Hauseingängen ist bei den Einfamilienhäusern eine vage Anlehnung an einen Berner Landhaustyp auszumachen. Die wenigen Dienstleistungsbetriebe fügen sich nahtlos ins Muster der Wohnbauten ein. Baudenkmäler im volkstümlichen Sinne sind keine auszumachen. Der Architekturhistoriker wird in einzelnen Bauten typische Zeitzeugen der Nachkriegszeit entdecken, die in Bern allerdings über weite Bereiche das Gewebe der Stadt bilden. Alles in allem erscheint das Untere Murifeld als ein Quartier, in welchem kaum Merkmale gesetzt sind. Eine Zurückhaltung, bei der keiner auffallen will und trotzdem alle genau hinschauen, was der Nachbar macht.

Der ursprünglich starr orthogonale Bebauungsplan ist in der Endfassung zugunsten einer dem Gelände angepassteren Strassenführung modifiziert worden. Die gebogenen Wegführungen schaffen dem Quartier mehr Erlebnisdichte in der Wahrnehmung seiner Zwischenräume. Die grosszügig bemessenen Gärten geben zu den öffentlichen Strassenräumen hin wenig preis: Blickdichte Abhagungen und Hecken herrschen vor, der Passant fühlt sich ertappt, wenn er ausnahmsweise

Eine typische Grenzausbildung längs einer Quartierstrasse: Mauer, sichtdichte Hecke, Abstandsgebüsch. Ein gepflegt gehaltenes Arrangement, das zum Strassenraum eine steife Distanz hält.

⁵ Nach einer Erhebung des Bundesamtes für Statistik hat der Bedarf an Wohnfläche pro Kopf in den beiden letzten Dekaden um 10 m² zugenommen. Umgesetzt auf das Untere Murifeld heisst dies, dass jede Person allein in den letzten 20 Jahren eine Mehrfläche in der Grösse eines Kinderzimmers beanspruchte. Da dieser Raum nicht zusätzlich generiert werden kann, führt dies zu einer stetigen Abnahme der Belegungszahl pro Wohnung. Umgekehrt kann dies bedeuten, dass wenn das Untere Murifeld doppelt so dicht überbaut würde, daraus keine grössere Einwohnerzahl resultiert, als dies anfangs der Fünfzigerjahre der Fall war.

⁶ Im italienischen Sprachgebrauch würde man von «materiale povere» sprechen.

Die Karikatur einer Spielstrasse: Beidseitig vollgestellt mit teurem Blech, das zusätzlich die Sicht auf motorisch Bewegte versperrt. Im Hintergrund der Hundeversäuberungsplatz um die Quartierslinde.



einen grosszügigeren Blick in einen Gartenraum erhascht.

Längs der als Sammelstrasse geführten Egghölzli- strasse wird den Fussgängern eine gesonderte, von Bäumen gesäumte Wegspur angeboten (die, wie ein Augenschein zeigt, auch zum längeren Aufenthalt genutzt wird). Ein ähnliches Vorhaben, ein längs der Schulanlage von der Strasse getrennt geplanter Fussweg, ist dem quartierumspannenden «Einzäunungssyndrom» zum Opfer gefallen.

Die immateriellen Gegebenheiten des Quartiers

Jeder gebaute Ort lebt erst durch die sichtbare wie unsichtbare Präsenz des Menschen. Einen Ort ohne die Zeichen der Aneignung durch den Menschen zu erhalten hiesse die Asche statt das Feuer zu hüten. Jeder Ort verändert sich auch stetig unter der Aneignung. Ihn in seiner ursprünglichen Fassung zu bewahren würde bedeuten, ihn seiner Geschichte zu berauben. Um einen Ort zu würdigen, müssen wir ihn also auch auf die Muster der Aneignung hin untersuchen.

Der erste Eindruck ist ein sehr schweizerischer. Das Untere Murifeld ist von einer geradezu auf-

fallenden Sauberkeit. Die Bauten sind praktisch alle unterhalten, viele unter ihnen aufgefrischt, kräftigere Farben beginnen das transhelvetische Einheits-Graubeige aufzulockern. Man sieht neue Spenglerarbeiten und die üblichen modischen Accessoires des kleinen Wohlstandes wie Designer-Haustüren, Gartenmöblierungen usw. Die Gärten zeigen sich, soweit man dies von aussen wahrnehmen kann, sehr gepflegt. Es setzt geradezu subversiv anmutende Kontrapunkte, wenn einzelne Bauten in hier struppig wirkenden Blumenwiesen statt getrimmten Rasen stehen.

Ein Beispiel eines angeeigneten Gartens: Balkon und Freifläche werden über eine nachträglich angebrachte Treppe «kurzgeschlossen», die Gartenausstattung zeigt die Zeichen einer vielfältig wechselnden Belegung.



Die Mobilität hinterlässt auch hier ihre Spuren. Die Parkierung bildete im seinerzeitigen Bebauungskonzept kein planerisches Kriterium. Dementsprechend zeigen sich heute selbst kleine Strassen vollgestellt mit Autos. Die Not führt teilweise zu seltsamen Auswüchsen: Da wird mit dem Vehikel ebenerdig sozusagen in die gute Stube gefahren oder es werden den Wohnbauten auf der Sonnenseite Garagen mit Hartplätzen vorgestellt. Die an Sommerabenden von diesen Plätzen abstrahlende Hitze ersetzt den Balkonen darüber vermutlich den Kugelgrill!

Bei einem längeren Rundgang macht sich Eintönigkeit breit. Einzelne Strassenzüge wirken steril, da die sie säumenden Bauten sich mit Mauern, blickdichten Einzäunungen und geschlossenen Garagenfluchten zum Strassenraum hin völlig abschotten. Das Leben, so scheint es, spielt sich in diesem Quartier introvertiert, auf das einzelne Haus bezogen ab. Der Strassenraum, obwohl praktisch durchgehend verkehrsberuhigt, wird nicht in Besitz genommen. Als Spielstrassen signalisierte Abschnitte sind derart vom teuren Blech überstellt, dass zum Spielen eine Kaskoversicherung unumgänglich ist.

Inmitten des Quartiers stösst der Stadtwanderer auf ein beredtes Zeichen dieses Rückzugs. Auf einer öffentlichen Restfläche inmitten einer y-förmigen Weggabelung steht raumbeherrschend eine Linde. Bäume dieser Art zeichneten früher Begegnungsorte der Gemeinschaft aus. Im Dorf, wie die Anwohner es vermutlich als unbestimmte Sehnsucht in ihrem Innern tragen, stünden hier längst ein Brunnen und eine Sitzbank. Hier wuchern



Wasserschosse aus dem Wurzelraum, was nicht auf eine häufige Aneignung der Grünfläche schliessen lässt. Doch Halt, am Baum hängt eine in Plastik gefasste Ankündigung: Ein Quartierfest, ein Jugendtreff, ein Seniorenkränzchen? Nein, die harsche Aufforderung, den Hundekot in eigener Verantwortung zu beseitigen!

Nach der enttäuschenden Erfahrung der öffentlichen Zwischenräume machen die privaten Freiflächen einen freundlicheren Eindruck. Viele der Zeilenbauten haben sich durchgehende Gartenhöfe erhalten oder geschaffen. Tische, Sitzgelegenheiten und Spielgeräte lassen sich nicht a priori einem Haus zuordnen, sind also der kollektiven Nutzung überantwortet. Ein Detail macht den Betrachter schmunzeln: Die Geschosswohnungen im Erdgeschoss öffnen sich unverständlicherweise zu sogenannten «Badwannen-Balkonen»⁷, die etwa einen halben Meter über dem Grundstück hängen. Wenn der Bewohner in den Garten will, so muss er zum rückwärtigen Hauseingang hinaus und um das ganze Gebäude herum laufen. Eine recht dämliche Einrichtung, die manche, offenbar kinderreiche Familien, beherzt korrigiert haben: Man gewahrt ein herrliches Sammelsurium von Rampen, Treppen bis hin zu Leitern, die, nachträglich angebracht, aus dem Garten mehr als ein «bluemets Truckli» machen. Viele der wohlgepflegten Einzalgärten scheinen allerdings weniger genutzt, als von Balkonen und Terrassen herunter nurmehr betrachtet zu werden. Erstaunlich auch, wie selbst hinter Hecken diese Sitzplätze nochmals mit Ranken, Binsenmatten und Mauern verbarrikadiert werden.

Es erstaunt nicht, dass im Quartier ausserhalb der Schule kaum zentrale Einrichtungen auszumachen sind. Gaststätten und ein Laden für den täglichen Bedarf⁸ liegen in angrenzenden Quartieren. Der Mittelpunkt des Quartiers, die Schulanlage, präsentiert sich als gepflegte Ödnis. In der Vergangenheit begannen sich Jugendliche allabendlich unter den Baumgruppen um die Sportflächen zu treffen. Anwohner fühlten sich gestört, heute unterbinden Patrouillen eines von der Stadt eingesetzten privaten Sicherheitsdienstes ein solches

⁷ Angesprochen sind damit Balkone mit einer durchgehenden Brüstung, die den Zutritt zum Garten zum akrobatischen Akt machen. Als Einbruchssicherung dient diese Vorrichtung kaum, da die Balkone von aussen unschwer zu entern sind. Sie begründen sich entweder in der Gedankenlosigkeit der Architekten oder in den Phobien der Bewohner.

⁸ Dieser Laden wird mit Unterstützung privater Anteilscheinen geführt, die auch im Unteren Murfeld gestreut sind, die Initiative dazu aber kam von Aussen.

Hecken, Mauern, Matten und wuchernde Balkonbepflanzungen: Der Drang zur Abschottung ist allgegenwärtig, erstaunlicherweise selbst an stillen Quartierstrassen.

⁹ Bauklassenplan: Festlegung zur Zahl der maximal zulässigen Vollgeschosse.

«Zusammenrotten». Da andere Orte der Jugend nicht zur Verfügung stehen, bleibt ihr nichts anderes übrig, als abzuwandern.

Handlungsrahmen des Quartierausbaus

Der Bauklassenplan der Stadt Bern⁹ entspricht bis auf wenige Baugruppen dem Bestand. Letztere umfassen eingeschossige Wohnbauten, die von den Bauvorschriften her um ein Geschoss aufgestockt werden könnten. In Einzelfällen ist dies ohne merkliche Auswirkungen auf die Quartierstruktur erfolgt.

Das Wissen um diese «Handschuh-Planung» erklärt die Unversehrtheit der Siedlung. Die Bauten werden im gegebenen Erscheinungsbild instand gehalten, ausnahmsweise nur finden sich neuere An- oder Dachausbauten. Die Häuser scheinen in ihrer Grundstruktur dem Anspruch der Anwohner unverändert zu genügen. Das dichte Nebeneinander von unterschiedlichen Bauzuständen lässt auf ein breit gestreutes Eigentum schliessen. Die Gefahr einer Flächensanierung, die Zusammenlegung und Neuüberbauung von Einzelgrundstücken bleibt damit gering.

Die Bauvorschriften lassen in einzelnen Bereichen strassenseitig eine eingeschossige Bauausweitung zu. Neben der Erweiterung von Wohnräumen können sich hier Ateliers und Dienstleistungen einmischen. Vom Prinzip her ist dieser Verdichtungsansatz verständlich, die wenigen Beispiele vermögen in der Architektur nicht zu überzeugen. Wo diese Ausbauten zusätzlich der Parkierung dienen, wird der Strassenraum durch tiefgelegte Garageneinfahrten störend aufgerissen.

Entwicklungsaussichten

Das Untere Murifeld ist in seiner materiellen Quartierstruktur kaum bedroht. Von der ansässigen Bevölkerung sind keine unmassstäblichen Eingriffe zu erwarten. Solange die Planungsbehörden nicht dem Ehrgeiz verfallen, hier mit einem grossen Wurf mehr Wohnraum (mit absehbar ähnlich viel Einwohnern) schaffen zu wollen, werden die baulichen Verwerfungen sich in einem bescheidenen Rahmen halten.

Einschneidender dürfte sich der immaterielle Wertewandel auswirken. Die Eröffnung von Alters- einrichtungen in der Elfenau hat viele allein ver-

Blick in den Wohnhof einer Hausgruppe mit Geschosswohnungen. Der Freiraum bleibt ungeteilt und fliesst durch, die frei verteilte Gartenausstattung lässt auf eine gemeinschaftliche Aneignung schliessen, die Anwohner der Erdgeschosswohnungen schaffen sich mit Grünelementen kleinräumige «Intimitäten».





bliebene Erstsiedler bewogen, ihre Wohnungen freizugeben. Gleichzeitig rückt das Untere Murifeld immer stärker in den Fokus finanzkräftiger Interessenten, die stadtnahe ruhige Standorte suchen. Damit geraten junge Familien zunehmend ins Hintertreffen, die in diesem ökonomischen Wettbewerb nicht mehr mithalten können.

Den Erstsiedlern des Murifelds wohnte eine Art Pioniergeist inne. Man rückte am Stadtrand zusammen, baute Nachbarschaften aus und kümmerte sich auch um Belange des Quartiers, die jenseits des Gartenzauns anstanden. Sportvereine und andere Gruppierungen verdichteten das soziale Netz – man kannte sich und fühlte sich dem Ort sowohl zugehörig wie bis zu einem gewissen Punkt verantwortlich.

Den Neusiedlern ist ein solcher Quartiergeist weitgehend fremd. Zum einen liegt dies im menschlichen Verhalten begründet: Besitz schürt immer auch die Angst vor einer Beeinträchtigung des Wohlstandes. Der öffentliche Raum wird zunehmend statt einladend als Bedrohung wahrgenommen. Die Anwohner ziehen sich zurück und «bunkern» sich hinter Palisaden, Mauern und Hecken ein. Jeder lässt den andern in Ruhe und erwartet, ebenfalls in Ruhe gelassen zu werden. Von einem urbanen Stadtteileben ist das weit entfernt. Soziologen sprechen angesichts einer solch ausschließenden Selbstbezogenheit von einer Wohlstands-Verwahrlosung. Bar der Fürsorge der Gemeinschaft beginnt der öffentliche Raum zu verwahrlosen – ein Prozess, der mit mehr Strassenreinigung nicht wettzumachen ist.

Ein weiterer Grund der gemeinschaftlichen Verarmung liegt im veränderten Sozialverhalten der Neuzuzüger. Freunde werden heute nicht im Quartier, sondern in «aseptisch-digitalen» Kontaktforen gesucht. Gefragt ist trendiger Wohnraum und keine Nachbarschaft. Gemeinschaftliche Verpflichtungen sind solchen Anwohnern fremd, da sie «Gemeinschaft» nicht ortsbezogen, sondern – begünstigt durch die ausufernde Mobilität – als überörtlichen Zusammenschluss gleichdenkender Gruppierungen erleben.

In der Summe beider Prozesse wird das soziale Netz des Unteren Murifelds zunehmend brüchiger. Dies mindert die Bereitschaft der Alteingesessenen, dieser Entwicklung entgegenzusteuern. Bei Handänderungen sind immer weniger Eigentümer bereit, sozial offenere Bevölkerungsgruppen gegenüber den Meistbietenden zu bevorzugen. Damit setzen sie aber den beklagten Prozess der «Seefeldisierung» des Quartiers erst recht in Gang.

Gegen solche Prozesse der Gentrifizierung¹⁰ ist kaum ein Kraut gewachsen. Es bräuchte die Einsicht, bei Handänderungen nicht nach dem maximalen Profit zu spielen, sondern auf eine wünschenswerte soziale Durchmischung zu achten. Eine solche Einsicht kann nicht vorausgesetzt, sie muss gefördert werden. Ein erster Ansatz wäre, diesen Prozess überhaupt einmal zu thematisieren – darin liegt eine Absicht dieser Reihe von Beiträgen. Zu hoffen ist, dass über Familien-Zusammenschlüsse sozial offenere «Inseln» im Quartier erhalten bleiben. Von solchen Impulsgebern kann die Kraft ausgehen, die Zwischenräume und die Ausstattung der Siedlung wieder ins Sichtfeld zu rücken. Umgesetzt hiesse dies, den Strassenraum vermehrt in das Wohnumfeld einbeziehen, die wenigen öffentlichen Freiflächen gemeinschaftlich anzueignen und aufzuwerten oder auch eine quartiersbezogene Bewirtschaftung der brachliegenden Dienstleistungsräume zu wagen.

Peter Degen

Prof. em. Peter Behrens School of Architecture (PBSA)

Eine Nachverdichtung östlich des Egghölzliwegs. Mit Massnahmen wie dieser können die Altbauten erhalten und den gesteigerten Wohnbedürfnissen angepasst werden.

(Fotos: Peter Degen)

¹⁰ Mit Gentrifizierung oder zeitbezogener auch «Yuppisierung» werden sozioökonomische Umstrukturierungsprozesse von städtischen Wohngebieten umschrieben, die in der Regel auf eine Verdrängung der ursprünglichen Bevölkerungsgruppen hinauslaufen.